

Predigt über Matthäus 7,21.24–27

Ich kenne keine Fülle mehr als die Fülle jeder sterblichen Stunde an Anspruch und Verantwortung. Weit entfernt, ihr gewachsen zu sein, weiß ich doch, dass ich im Anspruch angesprochen werde und in der Verantwortung antworten darf, und weiß, wer spricht und Antwort heischt. Viel mehr weiß ich nicht. Wenn das Religion ist, so ist sie einfach alles, das schlichte gelebte Alles in seiner Möglichkeit als Zwiesprache.

Martin Buber, Zwiesprache, S. 158.

Immer wieder sind meine Gedanken zu diesen mächtigen Sätzen von Martin Buber zurückgekehrt, als ich über unsern heutigen Predigttext nachdachte – und überhaupt über die biblischen Texte in diesem Gottesdienst, die uns ja zu einer großen Unbedingtheit auffordern: Der Schatz im Acker, die eine kostbare Perle – mit diesen Bildern wird uns gesagt: Religion, Gottesbeziehung ist das eine kostbare Gut, für das man alles andere loslassen kann – und wohl auch soll. Religion ist einfach alles – das schlichte gelebte Alles in seiner Möglichkeit als Zwiesprache – so sagt es Martin Buber, gewiss viel zu wuchtig für einen Predigtanfang. Aber vielleicht kann es doch erhellend sein kann, einen Augenblick bei Martin Buber zu verweilen und gewissermaßen mit ihm zusammen den Predigttext zu hören, der uns für heute bestimmt ist.

Religion ist keine Sonntagsangelegenheit, sagt Buber, kein Bereich, den es gibt neben all unsern andern Lebensbereichen: Religion ist eine Lebenspraxis und Daseinshaltung, die alles umfasst. In dieser Lebenspraxis geht es aber nun gar nicht darum, dass ich immer weiß, was falsch ist und was richtig. So wird ja die Religion oft mit der Moral verwechselt. Sondern es geht in der Religion, in der Gottesbeziehung einzig und allein darum, dass ich offen bin, empfänglich, möglichst in jedem konkreten Augenblick – für den konkreten Menschen, der mir gerade begegnet, aber auch für alles andere, was gerade da ist; dass ich mein Gegenüber nicht schon einordne, nicht an das denke, was mich interessiert und was ich will – sondern bereit bin für die Begegnung, die Beziehung, die mich jetzt gerade anspricht. Aufs Du ausgerichtet leben, nennt Martin Buber das – für das Du ganz unmittelbar gegenwärtig sein: Nur da sind wir wirklich lebendig, wo wir in Beziehung sind – so sagt er es in seinem ziemlich berühmt gewordenen Buch ‚Ich und Du‘. Dafür hat uns Gott geschaffen als sein Gegenüber – als sein Du, damit wir in der Beziehung zu seiner Schöpfung leben: Jetzt in diesem Augenblick, in dieser konkreten Begegnung antworten auf das, was uns entgegenkommt. Wir können die Beziehung zu Gott nicht abtrennen von unserem Beziehungsleben im Alltag. Das Heilige und das Alltägliche sind nicht zwei verschiedene Bereiche.

Darum sagt Buber: Religion ist einfach alles, das schlichte gelebte Alles in seiner Möglichkeit als Zwiesprache. Zwiesprache bleibt nicht für sich allein. Zwiesprache ist immer auf ein Du gerichtet. Unmöglich, das weiß Martin Buber sehr gut, können wir immerzu so unmittelbar ganz in der Beziehung sein. Immer wieder müssen wir uns die Welt ja auch erklären, müssen sie gebrauchen, müssen gewissermaßen in unserm eigenen Kopf Ordnung schaffen und unsere Ziele verfolgen. Aber so ganz lebendig, das sollten wir wissen, sind wir eben nur im Du-Modus, wenn uns dieses Aufnehmen und Antworten in der Gegenwart gelingt. Danach sollten wir allemal und jeden Tag suchen.

Religion ist keine Sonntagsangelegenheit – Religion ist Lebenspraxis. Das sagt uns nun auch unser Predigttext – und verspricht obendrein sehr kühn: Es ist die einzige Lebenspraxis, bei der du festen Boden unter den Füßen hast. So heißt es im Matthäusevangelium am Ende der langen Bergpredigt, in der Matthäus die ganze Lehre Jesu zusammenfasst:

Es werden nicht alle ins Himmelreich kommen, die zu mir sagen: Herr, Herr, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel. ... Darum, wer diese meine Rede hört und tut sie, der gleicht einem klugen Menschen, der sein Haus auf Felsen baute. Da nun ein Platzregen fiel und die Wasser kamen und wehten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht; denn es war auf den Felsen gegründet. Und wer diese meine Rede hört und tut sie nicht, der ist einem törichten Menschen gleich, der sein Haus auf den Sand baute. Da nun ein Platzregen fiel und kamen die Wasser und wehten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und tat einen großen Fall.

Liebe Gemeinde, nicht wahr, das haben wir nun gerade allzu schmerzlich vor Augen, wie das ist, wenn die Wasser kommen und die Häuser hinwegfegen. Grauenhaft, wenn all das, was sich Menschen mit so viel Mühe und Kraft aufgebaut haben, all das, was doch ihre Existenz war – wenn das einfach so hinweggeschwemmt wird. Und nein, diese armen Menschen, Opfer der Hochwasserkatastrophe, waren natürlich nicht besonders töricht. Die Vernichtung ist ihnen widerfahren – so wie sie auf vielleicht andere Art ja auch uns widerfahren kann: Es gibt so viele Bedrohungen – und sie fangen ja gar nicht erst bei den großen Katastrophen an. Wir sehnen uns nach Sicherheit und ja, dafür gilt es, im Leben sich so etwas wie eine eigene Existenz aufzubauen. Wie schön – wenn es gelingt: die bestandene Prüfung, die erste Festanstellung, sicherer Verdienst, ein eigenes Heim, eine Familie – wenn wir das erstmal erreicht haben – uns vielleicht auch ein bisschen Ansehen verschafft haben – dann stellt sich vielleicht das Gefühl ein: Ich hab's geschafft. Aber dann gilt es, das Erreichte zu sichern. Es kann immer noch so viel passieren. Die Sorgen hören nicht auf. Die Unsicherheit hört nicht auf. Auch wenn wir unsere Haustür mit drei Schlössern sichern – es kann doch was abhandenkommen, am Ende noch durch eigene Schuld. Auch wenn wir noch so gesund leben und uns vor Ansteckung schützen – es gibt so tückische Krankheiten. Auch wenn wir noch so ordentliche Menschen sind – vielleicht gibt's doch jemanden, der uns Übles nachsagt. Was wir ja auch als bedrohlich empfinden. Das eigene Lebenshaus – die Existenz, die wir uns geschaffen haben – vielleicht haben wir ja Glück und es kommt kein großes Wasser, in dem sie versinkt. Vielleicht bleibt uns ja alles erhalten und gedeiht – und trotzdem: Auf so felsenfestem Boden steht sie nicht, untergründig fühlen wir immerzu: Es könnte auch was ins Rutschen kommen. Ich kann mich dem nicht einfach überlassen, ich muss mein Lebenshaus zusammenhalten, muss es festhalten. Zwischen den Zehen rieseln die Sorgen – der Rücken wird steif. Man kann das merken bei einem langen Gang durch weichen Sand. Erst ist es schön, aber irgendwann wird es sehr anstrengend.

Mit dem Gehen auf Felsen ist es wohl umgekehrt. Erst scheint er hart – aber die Füße spüren: Auf den ist Verlass. Dem kann ich mich überlassen. Ich muss mich nicht selber halten. Sicherheit verspricht der Felsen nicht im Sinne von: Es kann dir nichts passieren. Aber doch wohl so etwas wie Standfestigkeit, Verlässlichkeit – ich muss nicht auf Schritt und Tritt das Ausrutschen und Stolpern fürchten. Jesus nennt das: Himmelreich. Und er hat Recht: Es wäre himmlisch, so ein angstfreies Leben, nicht wahr? „Wer diese meine Rede hört und tut sie, der gleicht einem klugen Menschen, der sein Haus auf Felsen baute ...“ Rutschfest sozusagen leben diejenigen, die sich an die Weisung Gottes halten, wie Jesus sie uns nahebringt.

Aber was wird uns denn nun in der Rede Jesu gesagt? „Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!“ Seid ihnen so gut, so großzügig, so barmherzig und so aufmerksam – wie ihr es euch im Herzen doch für euch auch wünscht. Verurteilt nicht, nehmt auch eure Gegner an als Mitmenschen, lasst euch auf sie ein, seid auf Vergebung und Versöhnung bedacht, sucht das Verbindende – die Beziehung. Und haltet euch nicht damit auf, eure eigene Rechtschaffenheit zu demonstrieren. Betet im Verborgenen, gebt Almosen, ohne darauf aufmerksam zu machen. Eure Frömmigkeit ist nicht dazu da, vorgezeigt zu werden – und vor allem: Sorget nicht! Seid gegenwärtig, wie Blumen und Vögel gegenwärtig sind. Selig gepriesen werden die Armen, die nichts festzuhalten und vorzuzeigen haben.

Das alles wird uns gesagt in der Rede Jesu – und, nicht wahr, alle, die öfter zur Kirche gehen, haben es auch schon öfter gehört, voller Andacht und Bewunderung vielleicht für den hohen Anspruch Jesu. Nur eben: Sehr oft gibt es da auch unter Christinnen und Christen die Übereinstimmung: Im wirklichen Leben funktioniert das nicht. Natürlich müssen wir uns sorgen um das, was morgen sein kann; natürlich müssen wir uns vor unsern Gegnern schützen; natürlich müssen wir Freund und Feind unterscheiden und werden wohl auch unsere Mitmenschen be- und manchmal verurteilen. Und einfach nur im Verborgenen Gutes tun – das taugt auch nichts, man muss schon auf sich aufmerksam machen, sonst bringt es ja nichts.

Ja, da sind wir – wohl auch in der Kirche – immer wieder solche, die wohl hören, aber doch nicht tun – Leute, die es einfach nicht glauben, dass Jesu Weisungen ein fester Grund in den Stürmen des Lebens sein könnten. Im Gegenteil: Sie machen ja alle Sicherungen zunichte ... Wo kommen wir denn hin, wenn wir uns nicht sorgen; wo kommen wir hin, wenn wir uns nicht schützen, und wie sollen wir uns schützen, wenn wir nicht unsere klaren Richtschnuren haben, nach denen wir unsere Mitmenschen beurteilen?

Nun, ich glaube, dann kommen wir gerade dahin, wovon Martin Buber spricht – in eine Haltung, die immer wieder zuerst die Beziehung sucht – das konkrete Du, das mich anspricht und dem ich mich öffne, auf das ich antworte – jetzt und jetzt und wieder jetzt von Stunde zu Stunde, so gut ich kann. Ich kann dann nicht in Sorgen ertrinken – ich bin ja herausgefordert in diesem Moment. Ich kann auch nicht in Angst erstarren – weil ich ja im Gespräch bin, das hin- und herfließt. Und ich in all dem auch wissen darf, dass Gott mich so braucht – als sein Geschöpf, das sich angedredet weiß und Antwort gibt.

Ich kenne keine Fülle mehr als die Fülle jeder sterblichen Stunde an Anspruch und Verantwortung. Weit entfernt, ihr gewachsen zu sein, weiß ich doch, dass ich im Anspruch angesprochen werde und in der Verantwortung antworten darf, und weiß, wer spricht und Antwort heischt. Viel mehr weiß ich nicht. Wenn das Religion ist, so ist sie einfach alles, das schlichte gelebte Alles in seiner Möglichkeit als Zwiesprache.

Da ist keine Sicherheit, aber Lebendigkeit. Eine Lebendigkeit, die ihren festen Grund nur darin hat, dass sie der Weisung Gottes traut, die uns aufeinander und zueinander verweist. Und das nicht nur dann, wenn das große Wasser gekommen und unsere Solidarität und Hilfsbereitschaft gefragt ist. Auch am Abendbrottisch – wenn es gilt, einmal wirklich zuzuhören, oder im Büro, wenn es gilt, die Kollegin zu verstehen und nicht zu kritisieren.

Alle Tage: das Du zu suchen. Die Beziehung.

Wir schaffen es nicht. Nicht alle Tage. Nicht immerzu. Das ist klar. Wir müssen immer wieder zurück in unser Häuschen, wo wir mit uns selbst beschäftigt sind, unsern Wünschen, unsern Erklärungen, unsern Sorgen. Nur sollten wir wissen: Den festen Grund, den finden wir da nicht. Der feste Grund, das ist die Bindung an den Schöpfer, die uns mit unsern Mitgeschöpfen verbindet. Wo wir in dieser Verbundenheit leben, finden wir ihn.

Amen.